



SPANGENBERGER Zeitung

ANZEIGER FÜR DIE STADT SPANGENBERG UND UMGEBUNG * AMTSBLATT FÜR DEN AMTSGERICHTSBEZIRK SPANGENBERG

Nr. 33

Spangenberg, den 10. August 1952

44. Jahrgang

Erscheint vorerst einmal in der Woche (Sonnabends) Bezugspreis (vorauszahlbar) monatlich 1.— DM einschl. Trägeloohn. Bei Postbezug 1.— DM zuzügl. 0,27 DM Zustellgebühr. Druck und Verlag: Buchdruckerei Hugo Munzer, Spangenberg. Verantwortlich: Hugo Munzer, Spangenberg. — Telefon: 234, Telegr.-Adr.: „Zeitung“

Keine deutschen Soldaten vor 1953

Das Wohnungsbauprogramm wird umgestaltet - Die Saar bleibt unser Sorgenkind

Trotz der parlamentarischen Pause lassen die politischen Probleme das amtliche Bonn nicht los. Auch wenn der Kanzler auf dem Bürgerstock wohlverdiente Urlaubstage genießt, wird der Konnex zwischen ihm und seinen engsten Mitarbeitern tagtäglich über Fernschreiber aufrecht erhalten. Gerade in diesen Tagen werden hinter den Kulissen wichtige Probleme besprochen, z. B. die Vorbereitung des Verteidigungsbeitrages. Vor Sommer oder gar Herbst 1953 sei die Aufstellung deutscher Kadets für die europäische Armee kaum zu denken, wurde in Bonn von informierter Seite erklärt. Selbst wenn der EVG-Vertrag bis zum Winter von allen beteiligten Staaten ratifiziert werden sollte,

werde es zunächst notwendig sein, die finanziellen Voraussetzungen für den deutschen Verteidigungsbeitrag zu schaffen.

Amliche deutsche Stellen rechnen zwar nach wie vor fest mit einer amerikanischen Verteidigungsanleihe für die Bundesrepublik. Doch ist es nach der erfolgten Kürzung der amerikanischen Gelder für Frankreich zweifelhaft, ob die amerikanischen Anleihe in der erhofften Höhe von zunächst einer Milliarde Dollar gegeben werden kann. Auch die übrigen Vorbereitungsmaßnahmen, besonders für die Unterbringung und Erstbewaffnung der Truppen brauchen noch viel Zeit.

Krisenzeichen in Frankreich

Drei Monate lang hat das offizielle Frankreich geglaubt, daß mit der Regierungsübernahme durch Ministerpräsident Pinay eine radikale Wendung zum Besseren eintreten würde. Diese Illusion hat sich in den letzten Tagen restlos verflüchtigt. Aus Paris kommen abermals Alarmsignale. Der Dollar, der amtlich mit 350 Francs notiert, ist auf dem geduldeten sogenannten Grauen Markt bereits wieder auf 407 Francs geklettert. Barrengold springt gleichzeitig ruckartig von 506 000 auf 515 000 Francs. Die Großhandelspreise beginnen ebenfalls wieder anzuziehen, das Anziehen der Preise im Großhandel sei so unerheblich, daß es sich auf die Kleinverkaufspreise nicht auswirken werde. „Vielleicht im Augenblick noch nicht“, sagen die Hausfrauen. Seitdem die von der Regierung Pinay ausgeschriebene große innere Anleihe am neuen Geld nur ein Drittel der Summe brachte, die zum Stopfen des Lochs im französischen Staatshaushalt benötigt wird, ist der ihr entgegengebrachte Vertrauenskredit stark im Schwinden begriffen.

Amerika will vermitteln

Die neuesten Informationen aus Paris besagen, daß Frankreich nicht bereit ist, in der Saarfrage einzulenken. Das hat Amerika dazu bewegen, durch Botschafter Donnelly mitteilen zu lassen, daß das amtliche Washington eine Vermittlungsaktion plant. Wie von amerikanischer Seite in Bonn verlautet, betrachtet Frankreich die Saar als Pauspflanz gegen ein deutsches Uebergewicht in der Montanunion. Nur durch die französisch-saarländische Wirtschaftsunion erhalte Frankreich ein genügend großes Kohle- und Stahlpotential, um sich gegenüber der gefürchteten deutschen schwerindustriellen Uebermacht behaupten zu können. Angeblich habe Bundeskanzler Dr. Adenauer dies auch anerkannt und deshalb gegen eine Wirtschaftsunion nichts einzuwenden, die auch von amerikanischer Seite als Voraussetzung für ein Funktionieren der Montanunion befürwortet werde. Die amerikanische Regierung werde aber bereit sein, den deutschen Wunsch nach einer Hinausschiebung der Wahlen zum Saarlandtag zu unterstützen und man erkenne an, daß zur Zeit an der Saar von demokratischen Freiheiten nicht gesprochen werden könne. Die amerikanische Regierung werde sich auch für die Zulassung der großen

deutschen Parteien einsetzen, sowie dafür, daß die deutsche Saarbeschwerde nicht vor dem Straßburger Ministerrat zur Sprache gebracht wird, um eine neuerliche Zuspitzung der deutsch-französischen Beziehung zu vermeiden.

Kommt eine Mietpreiserhöhung?

Bundeswohnungsbauminister Dr. Neumayer will nach den Ferien dem Kabinett einen Reformplan für den Wohnungsbauprogramm vorlegen, der einheitliche Richtlinien für Bund, Länder und Gemeinden vorsieht. An den bewährten Methoden des verstorbenen Bundeswohnungsbauministers Wildermuth soll festgehalten werden, aber es wird eine straffere Lenkung in der technischen Leitung angestrebt. In Bonn hofft man, auch in diesem Jahr wieder 350 000 Wohnungen herstellen zu können. Einen wichtigen Platz in der Reform wird die angestrebte Erhöhung des Mietpreises aus einnehmen, die nicht nur im Interesse der Erhaltung des Hausbesitzes für notwendig gehalten wird, sondern auch, um in verstärktem Maße private Mittel für den Wohnungsbau frei zu bekommen. Eine allgemeine Mieterhöhung (mit Ausnahme für Neubauten) wird jedoch erst nach harten parlamentarischen Kämpfen durchgesetzt werden können.



Hochkommissar Donnelly in Bonn
In Begleitung seiner Gattin und seiner beiden Kinder traf der neue Hochkommissar in Deutschland, Walter Donnelly, in Bonn ein.

„Kampf um die Rohstoffe der Welt“

Moskauer Propagandaoffensive gegen die atlantische Gemeinschaft

In den diplomatischen Kanälen des Westens wartet man mit einer gewissen Ungeduld auf die Antwortnote des Kremls. Mehr als drei Wochen sind seit der Ueberreichung der westlichen Standpunkte vergangen. Dieser Notenkrieg stellt Moskau propagandistisch jeweils vor eine schwierige Situation. Der Inhalt der letzten Deutschsowjetklärung der Alliierten ist hinter dem Eisernen Vorhang bisher nicht veröffentlicht worden. Auch bei dem vorangegangenen Notenwechsel hat die sowjetische Öffentlichkeit den Standpunkt des Westens erst zusammen mit der Antwort des Kremls erfahren. Aber sie blieb immer auf dem Laufenden, denn die Diskussion des Deutschland-Problems wurde mit einer Leidenschaftlichkeit geführt, die auch den gleichgültigen Russen aufhorchen ließ. Er begriff, daß seine Mächthaber die deutsche Karte im weltpolitischen Spiel am höchsten bewerteten.

Jetzt muß er umlernen. In den Zeitungen liest er nur noch ab und zu eine belanglose Nachricht aus Ost-Berlin und nichts mehr darüber hinaus. Die Diskussion über die Stellung Deutschlands zwischen Ost und West ist verstummt. Der Kreml hat seine Scheinwerfer abgedreht. Früher sagte der Rundfunk täglich, daß die Entscheidung über Deutschland unaufschiebbar sei, daß sie jetzt und keineswegs später fallen dürfe, weil von ihr die Aufrechterhaltung des Friedens abhängt und nun — Schweigen!

Natürlich fehlt es nicht an Versuchen, davon abzulenken. Die offizielle Eröffnung des

Wolga-Don-Kanals ist mit einem solchen Lärm begangen worden, daß dem Russen die Ohren dröhnen müßten. Noch eine weitere Droge zur Einschärfung seiner künstlich geweckten Deutschlandkomplexe ist ihm jetzt verabreicht worden. Alle Blätter haben einen Aufsatz der politischen Zeitschrift „Neue Zeit“ über die „unversöhnlichen Gegensätze“ zwischen den kapitalistischen Staaten übernommen.

In dem Aufsatz wird erklärt, daß die Behauptungen über die Atlantische Gemeinschaft nur törisches Geschwätz seien. In Wirklichkeit habe man es mit einer noch nie dagewesenen Verschärfung der Interessengegensätze im Lager des „aggressiven Imperialismus“ zu tun, denn der Kampf zwischen den USA und Großbritannien um die Rohstoffgebiete der Welt habe nunmehr sein kritisches Stadium erreicht. Wenn die Amerikaner — so kombiniert der Autor des Aufsatzes — den Briten die persischen Oelfelder wegnehmen und sie auch aus Ägypten verdrängen, wie es den Anschein habe, dann bedraute das den Auseinanderfall der antisolowjetischen Einheitsfront des anglo-amerikanischen Imperialismus.

Wenn es sich auch um Wunschträume handelt, so werden sie jedoch intensiv weiterverbreitet. Die Fata Morgana der sich selbst zerfleischenden kapitalistischen Welt muß den Russen über das Scheitern der Deutschlandpolitik Stalins hinwegtäuschen.

Rund ist die Welt - und kunterbunt

Um den Kurgästen die nötige Ruhe geschön zu können, haben die Verwaltungen von Bad Homburg und Bad Meinberg im Kurpark sogenannte „Wiesen des Schöneigens“ angelegt. Es herrscht strengstens Stillschweigen.

Der belgische Chemiker Robert Monton will Bier auf Tabletten konzentriert haben. Man brauche diesen Tabletten nur Wasser, Alkohol und Kohlensäure hinzuzufügen, um ein ausgezeichnetes Pilsener zu erhalten.

Einen „Atom-Cocktail“ gab man in Islington (England) einigen Fliegern zu trinken, da man feststellen wollte, wie weit sie fliegen. Der Geizhals erkannte die Insekten wieder; ihre größte Entfernung betrug fünf Kilometer.

Die Konservativisten Amerikas hat einen weiteren Schritt nach vorne gemacht. Es gibt jetzt Dosen, die sich selbst anwärmen, wenn man sie aufmacht. Beim Aufmachen mischt sich Wasser mit ungelöschtem Kalk im Mantel der Büchse. Die entstehende Hitze wärmt den Inhalt.

„Fernsehgenick“ taufte ein bekannter Arzt in Chicago die neueste Modenkrankheit, die ungeliebt mit Muskelschmerz verbundene Leiden produziert wenn man stundenlang auf einen zu tief angebrachten Fernsehschirm starrt. Empfohlene Therapie: auf den Teppich setzen.

Auf dem Wege zum Brandherd hatte ein Feuerlöschwagen aus Nashville (USA) das Pech, in einen Wirbelsturm zu geraten und mit den Rädern nach oben im Straßengraben zu landen. Leicht benommen tanzte der Fahrer zum nächsten Haus, um die Lösdstation anzufahren, aber die Haushälterin war ihm die Tür vor der Nase zu, „weil er so naß war“. Als er den Rückzug antrat, biß der Kettenhund ihm ins Bein.

„Puritanische Revolution“ am Nil

Wird Amerika Faruks Sohn als „König des Sudans“ anerkennen?

Unter dem blauen Himmel Capris denkt Exkönig Faruk über die Zufälligkeiten des Lebens nach. Auf einer Pressekonferenz hat er den jetzigen Machthabern im Lande der Pharaonen viel Glück gewünscht. Diese sarkastische Höflichkeit verweist auf die gespannte Situation, die zurzeit in Ägypten herrscht. Innerpolitisch hat ein gefährliches Tauziehen um jene Positionen begonnen, die bisher vom Träger der Krone bestimmt worden sind. Ueber einen anderen heiklen Punkt brachte jetzt die ägyptische Zeitung „Gumhur el Misri“ die bemerkenswerte Information, Amerika würde in Kürze den ägyptischen Herrscher als „König Ägyptens und des Sudans“ anerkennen. Fügen wir noch eine zweite Meldung aus Kairo hinzu: Englische Offiziere, die ihre Ferien auf Zypern verbracht, wurden dringend in die Suezkanalzone zurückbefördert. Zwei britische Zerstörer sind von Malta her in Egypt Sea eingefloßen. „Windstille in Ägypten“ nannte der „Manchester Guardian“ seine Kritik der Lage. Wirklich scheint nach den turbulenten Ereignissen in Kairo eine Atempause eingetreten zu sein: General Nagib hat mitgeteilt, daß vollbrachter Arbeit werde sich die Armee wieder ihren eigentlichen Aufgaben zuwenden und das weitere der Regierung überlassen.

seiner politischen Resignation ernst ist, durch die Gewalt der von ihm ausgelöst Entwicklung wieder in den politischen Strudel zurückgezogen wird — so wie vor ihm der Diktator Syriens.

Dies ist umso wahrscheinlicher, als sich durch den Wegfall des Hofes als politischer Faktor der Kampf unter den Cliquen verschärft hat. Zwei Gruppen bestimmen im Moment neben der Armee die politische Situation: die Wafd-Partei und die Moslembrüderschaft. Ueber erstere ist schon so viel gesagt worden, daß hier nur auf zwei sich frisch abzeichnende Entwicklungen hingewiesen werden muß: Auf die wahrscheinliche Spaltung der Partei in eine Alte-Garde und einen Jungtürken-Flügel, von denen letzterer mit sauberen Händen die kompromittierten Plutokraten der Umgebung Nahas Paschas, des 73-jährigen Parteiführers, bekämpft — und auf die Tatsache, daß Nagib bereit scheint, mit der fortschrittlichen Wafd zusammenzuarbeiten, während er außer Nahas Pascha allen bekannten „alten“ Wafdisten eine Audienz verweigert.

Vorläufig noch suchen die Parteien die Gunst des taktisch allmächtigen Armeeshefs. Ob sie dessen Erwartungen erfüllen werden, bleibt dahingestellt. Sollten sie den Wunsch dazu hegen, so werden sie einen harten Maßstab an sich selbst ansetzen müssen: denn Nagib scheint nur einen Wertmesser für politische Leistung kennen zu wollen: Sauberkeit und Fortschritt. Nicht umsonst nennt die „Neue Zürcher Zeitung“ seinen Staatstreich eine „puritanische Revolution“.

Heimweh nach dem Land der Väter

Niemals Verzicht auf den deutschen Osten!

8 Millionen Vertriebene haben den „Tag der Heimat“ gefeiert und bei dieser Gelegenheit auf das wohl brennendste Problem hingewiesen, das unsere Innenpolitik belastet. Viele Worte der Trauer wurden an diesem Erinnerungstag gesprochen. Ueber den zeitbedingten Pessimismus hinweg klang jedoch die Hoffnung durch, daß sich einmal all das Unrecht wenden werde, das seit dem Jahre 1945 unseren Brüdern und Schwestern im Osten zugefügt worden ist. „Wenn es einen Menschen in der Bundesrepublik gibt, der an den Tag der Rückkehr in die alte Heimat glaubt, dann bin ich es. Der Tag muß kommen, weil es sonst kein neues Europa geben kann.“ Diese Mahnung von Bundesvertriebenenminister Dr. Lukasek drückt das aus, was all die Menschen bewegt, die Heimat und Existenz jenseits der Oder-Neiße-Linie verloren haben. Ihr Schicksal ist Teil jenes Loses, das uns alle als Erbe des letzten Krieges in so schmerzlicher Weise getroffen hat und an dem wir alle, alle tragen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß zwischen Flüchtlingen und Einheimischen eine gewisse Diskrepanz entstanden ist. Viele Menschen, die glücklicherweise die Schrecken des großen Weltbrandes ohne materielle Einbußen überstanden, leben zum Teil in der Meinung, ihre Pflicht gegenüber den Heimatvertriebenen mit der Steuerzahlung erfüllt zu haben. Wir brauchen diesen egoistischen Standpunkt nicht besonders zu brandmarken. Unsere Flüchtlinge haben nicht nur materielle Sorgen. Was ihnen am meisten fehlt, ist

wohlmeinendes Verstehen und jenes Bewusstsein um die nationale Geborgenheit, die jenes Gefühl erzeugt, das im Alltag die Familie gibt.

Seien wir uns über eines im Klaren: In einer allgemeinen Assimilation von Einheimischen und Flüchtlingen kann das Problem der Ostvertriebenen nicht gelöst werden. Die Schlesier, die Ost- und Westpreußen bleiben was sie waren und sind. Sie hoffen und warten auf den Tag, der für sie die Rückkehr in die Heimat bedeutet. Bis zu diesem Zeitpunkt müssen wir zusammenleben. Eine solche Gemeinsamkeit erfordert viel Verständnis von beiden Seiten. Die Flüchtlinge dürfen nicht vergessen, daß der Krieg auch der Hilfsbereitschaft in Westdeutschland Grenzen gesetzt hat, die eingehalten werden müssen, soll nicht jede Art von staatlicher und privater Unterstützung voraussetzungslos werden. Aufgabe der Flüchtlingsorganisationen muß es sein, die Verbundenheit mit der Heimat wach zu halten und die Welt immer wieder auf das himmelschreiende Unrecht aufmerksam zu machen, das in Yalta und Teheran seinen Ausgang nahm. Zugleich kann das nur bedeuten, daß die westlichen Alliierten ihrerseits bestrebt sein müssen, einen Teil jenes Unrechtes wieder gutzumachen, an dem sie mitschuldig sind. Wenn wir alle gemeinsam in dem festen Vorsatz handeln, die deutschen Aufgaben im Osten anzupacken, dann wird, so glauben wir, der Tag nicht mehr fern sein, an dem die Flüchtlinge in ihre angestammte Heimat zurückkehren können.

Bewertung

Es fiel mir ein vor kurzer Frist:
 Ist dies nur wertvoll was man ist?
 Doch bald erfuh ich's in der Tat:
 Nur das ist wertvoll, was man hat.
 Was das erschien mir unerhört:
 Fiel denn im Kurs der innere Wert,
 Und führt man das als wertvoll an,
 Was man nur nehmen, greifen kann?
 Wie dem auch sei, ich bleib' dabei,
 Daß inner Wert doch höher sei
 Denn, der nicht auf das Äußere blickt,
 Den nicht Vergänglich's entzückt.

Johannes Nächst

Zum Sonntag

Seht sind für viele Menschen die heißer-
 sehnten Urlaubstage gekommen. Auch
 wenn wir selbst nicht gerade daran teil-
 haben können, wollen wir allen diese wohl-
 verdienten Tage der Rast und Ruhe gönnen.
 Sie sind nämlich, endlich den sonnendurch-
 glänzten Straßen der Großstadt entronnen
 zu sein.

Jeden Sommer beginnt dieser Auszug
 aus den Städten und die lüftungstrigen
 Menschen freuen sich, wenn sie im Zug
 oder Omnibus sitzen und die Häuser und
 Weidenblende allmählich entschwinden sehen.
 Der Horizont weitet sich und in der Ferne
 verdrängt das Bild der Stadt. Auf-
 atmend blicken diese Menschen in die Weite
 und eine beglückende Landschaft rollt sich in
 leuchtenden Wäldern vor ihnen auf.

Wunderbar und rührend ist dieser Trieb,
 der alljährlich in sommerlichen Tagen die
 Menschen erfasst und fortreißt aus ihrem
 Alltag, aus ihrer Gewohnheit und aus
 ihrer mühevollen Arbeit. Hinauf an die
 See, hinein in die blumige Landschaft und
 hinauf auf die blauen Höhen der Berge!
 Das Auge, in der Enge der Stadt kurz-
 sichtig geworden, ungewohnt des weiten
 Bildes, beginnt wieder die Weite mit ihrer
 Schönheit zu erfassen.

Urlaubstage, Ferientage! — Zum ersten-
 mal wieder nach langen Wochen eines
 arbeitsreichen Jahres, in denen jeder Tag
 einer Treitmühle gleich, rauchend die Stunden
 im zeitlosen Lauf und die Kleinlichkeit
 Sorgen des Alltags zerrinnen in einer
 beglückenden Landschaft.

Das ist das Stimmungsbild der ersten
 Urlaubstage. Dann senkt sich das Gefälle
 des Gefühls, das reizvoll Ungewohnte wird
 zur leisen Gewöhnung und in der Ferne
 dümmert schon leise der Abschied. Die
 glücklichen Tage vergehen im Flug und
 bald fordert der Alltag wieder sein Recht.
 Da, so ist das Leben und die Urlaubstage
 sind nur eine allzukurze Unterbrechung
 unseres Alltags. Doch wenn wir sie rich-
 tig zu nützen verstehen, dann geben sie uns
 die Kraft, mit Freude im neuen Alltag
 zu bestehen.

Ein langgehegter Wunsch der Kino-
 besucher, in den beiden ersten Preisklassen
 nummerierte Plätze zu schaffen, dürfte nach
 Mitteilung der Kinodirektion demnächst in
 Erfüllung gehen.

Der Ruf aus dem Jenseits

Nach vier Jahren Kadettenschule wurde
 ich als Fähnrich ausgemustert. Frohgemut
 lachte ich in die Tage.

Die kleinen Widerwärtigkeiten des Solda-
 tenberufes schienen mir wie eine liebe Ab-
 wechslung, ja, wie das notwendige Körnchen
 Salz, das allem erst die rechte Würze gibt.
 Die kleine Honka hatte ich beinahe verges-
 sen. Zwar kam ich einige Male nach Varga-
 udvar, aber Honka weilte nicht dort. Es
 hieß, sie sei auf eine weit entfernte Meierei
 gekommen.

Ich küßte meinen Urlaub häufig ab, denn
 ich fühlte mich glücklich, umgab mich der
 dunstige Atem der Großstadt. Dort waren
 meine Kameraden, dort waren die fröhlichen,
 schwarzäugigen Mädchen, mit denen es
 sich scherzen und lachen ließ, die tanzen
 konnten wie die Windsbraut.

Oh, wie das lockte und leuchtete! Es war
 im Ballsaal des Császárfürdő. Seide rauschte
 um mich, warmer Atem streifte meine Wan-
 gen. Ich wirbelte durch den Saal, nahm ein
 Mädchen nach dem anderen in die Arme,
 bis, ja, bis ein gar seltsamer Blick aus
 grauen Augen auf mir haften blieb, mich
 verfolgte und nimmer von mir ließ. Ich
 wurde unsicher, ich stockte. Verwirrt glitz
 mir das Blut zu Kopfe. Und als weich und
 betörend der nächste Walzer zu klingen an-
 hieb, vernahm ich mich vor der königlich
 schönen, reifen Frau, deren rätselhafter Blick
 mich gebannt hatte.

Ich lerne in dieser Nacht das Mysterium
 der Liebe kennen. Dann sah ich die Frau nie
 wieder. Sie war am nächsten Tag abgereist.
 Aber da ich durch die vielleicht Pfünd-
 dreißigjährige das süße Gift gekostet hatte,



Meine lieben Leserinnen und Leser!

Eine Welle der Besorgnis geht augen-
 blicklich durch unser Hessenland. Alle Eltern
 nehmen mit wachsender Beunruhigung die
 Kunde von einer weiteren Verbreitung der
 Erkrankungen an Kinderlähmung auf. Auch
 unser Heimatkreis Weßungen ist bis jetzt
 nicht ganz unversehrt von dieser heim-
 tückischen Krankheit geblieben.

Unser Amtsarzt, Herr Dr. Besuch, hat
 sich nun ganz positiv zu dieser Frage ge-
 äußert und festgestellt, daß keinerlei Ver-
 anlassung gegeben ist, den augenblicklichen
 Erkrankungsstand in Hessen für außerger-
 wöhnlich ernst anzusehen. Es ist im Ge-
 genteil so, daß man die Zahl der Er-
 krankungen als normal betrachten darf.
 Auf eins hat er aber besonders hingewie-
 sen, nämlich die Verfügtungs- und Vor-
 beugungsmaßnahmen.

Reinlichste Sauberkeit sollte erstes Gebot
 sein! Nicht nur reichliches Händewaschen,
 sondern auch Baden, häufiger Wechsel der
 Wäsche, möglichst kein ungeduftes Wasser
 trinken, alle Lebensmittel vor dem Essen
 und vor allem vor den lästigen Fliegen
 schützen, das sind ein paar von den Schutz-
 maßnahmen, die jeder vernünftige Mensch
 leicht beachten kann. Auf alle Fälle ist
 es möglich, auf diese Weise einer Aus-
 breitung der Krankheit vorzubeugen.

Ich habe immer wieder auf die beson-
 deren Gefahren hier in Spangenberg hin-
 gewiesen. Der Hauptgefahrenherd scheint
 mir die mangelhafte Abfuhr der Schmutz-
 wasser und die Vergiftung der Pflanze und
 des Milchbades durch Krankheitskeime
 aller Art zu sein. Wer sich von dieser
 Tatsache überzeugen will, der achte nur
 einmal auf die Sammelblase, die aus der
 stinkigen Pflanze mit gärrigem Faulschlamm
 gegenüber der Tankstelle Hoppach aufstei-
 gen. Die Wasserabfuhr ist dort so gering,
 daß sich die Schmutzteile hier absetzen und
 in Fäulnis übergehen. Wir können bis
 jetzt von Glück sprechen, daß noch keine
 ernsthaften, seuchenhafte Erkrankungen
 aufgetreten sind. Typhus und Paratyphus
 können aber jederzeit auch in Verbindung
 mit Ruhr ausbrechen und großes Leid
 herbeiführen. Es ist notwendig, daß die
 gedankenlose Verschmutzung der Abwässer
 polizeilich unterbunden wird.

Es müßte ferner doch möglich sein, das
 Milchbadwasser öfter als bisher, immer
 dann, wenn es von der Teichmühle nicht

gebraucht wird, durch das Bett der Pflanze
 zu leiten, damit diese vom Wehr hinter
 dem alten Friedhof ab besser durchspült
 wird. Die Ortspolizei-Behörde muß sich
 mit der Lösung dieser Aufgabe befassen.

Bei der augenblicklichen Trockenheit ist
 es leider nicht ausgeblieben, daß das Gie-
 sen und Bewässern in den Gärten aus-
 drücklich verboten werden mußte. Ich bin
 vor wie nach der Ansicht, daß die gesamte
 Wasserentnahme aus der Leitung durch ein-
 gebaute Wasserzähler zu erfolgen hat. Der
 augenblickliche Zustand, bei dem noch immer
 pauschalierte Wasserentnehmer vorhanden
 sind, ist auf die Dauer eine Ungerechtig-
 keit gegen die andere Gruppe und muß
 verschwinden. Meine Anregungen bitte
 ich auch wirklich als Anregungen zu be-
 trachten. Es wäre viel gewonnen, wenn
 auch von der Stadtverwaltung zu einzel-
 nen Dingen bei passenden Gelegenheiten
 Stellungnahme erfolgte. Zum Nachteil
 der Stadt wird das bestimmt nicht sein!

Die einzige Ausnahme für Wasserent-
 nahme muß wenigstens zu bestimmten Zeiten
 auf dem Friedhof möglich sein. Die wert-
 vollen Blumen auf den Gräbern rechtfer-
 tigen diese Ausnahme. Außerdem muß
 die Erhaltung der Schönheit eines
 Friedhofs als vordringlich betrachtet, bei
 der Beurteilung muß man auf die ästhetischen
 Gesichtspunkte Rücksicht nehmen und der
 Pietät gegenüber den Verstorbenen ihr
 Recht lassen. So manche Gemeinde stellt
 auch innerlich genau so aus wie ihr Fried-
 hof. Wie oft konnten wir das gerade in
 den letzten Jahrzehnten auf Friedhöfen im
 Osten und auf dem Balkan feststellen!
 Friedhöfe sind ein Maßstab für die Kultur!
 Daran sollte auch jeder denken, wenn er
 Kranz- und Blumenreste entfernt und dem
 Abfallhaufen zuführt. Sie schnell über
 den Zaun, hinter die Hecke zu werfen,
 dürfte nicht die richtige Methode sein!

Die Arbeiten am Sportplatz sind durch
 die Benutzung des Motor-Räumers erfreu-
 lich vorwärts gekommen. Ich wünsche,
 daß sich alle Erwartungen gut erfüllen und
 das Werk gedeiht. Für den Wohnwagen
 auf dem Sportplatz muß allerdings bald
 ein anderer Platz gefunden werden. Viel-
 leicht macht mir jemand für den nächsten
 Sonnabend einen brauchbaren Vorschlag.

An der Geschworenenliste wurde bemän-
 gelt, daß weder ein Angestellter, noch ein
 Beamter, noch eine Frau auf ihr stehen,

schlagen pochte mein Herz. Heiß und be-
 klemmend enge ward es mir um die Brust.
 Narren mich die Augen? Ungläubig starrte
 ich die Frau vor mir an.

Sie wich erstaunt und ängstlich zurück.
 „Was haben Sie?“

Nichts, Gnädigste, nichts! Ich bekam mich
 allmählich wieder in die Gewalt.
 Zweifeln lag der Blick der Frau auf mir.
 Da nannte ich meinen Namen. Nun schien
 sie beruhigt zu sein.

„Darf ich erklären?“
 „Ja, Sie dürfen! Kommen Sie!“

Wir beschränkten gemeinschaftlich den brei-
 ten Weg, der in den herbstfarbenen Wald
 führte. Verstoßen konnte ich sie beobach-
 ten. Wie gleich sie doch der Frau, die mir
 mit dem Geschenk der Liebe alle Ruhe und
 Besonnenheit genommen hatte. Vielleicht
 schillerten die Augen dieser hier mehr ins
 Bläuliche, vielleicht war das Haar blonder,
 als es die eine besaß, aber sonst: Linie um
 Linie gleich.

Sie sprach völlig unbefangen. Das gab
 mir allmählich meine Ruhe wieder. Auf
 meine Bitte um ihren Namen hatte sie ge-
 sagt: „Nennen Sie mich nur Frau Gabriele,
 mehr brauchen Sie nicht zu wissen.“

Hundert und tausend Dinge sprach ich, da
 wir durch die freundliche Landschaft lang-
 sam der Stadt zuschritten. Aber ich behielt
 nichts von all diesen Gesprächen, ich sah
 immer nur die Frau — sie nahm alle meine
 Sinne gefangen.

Wir trennten uns erst unter dem Torbogen
 des großen Hauses, in dem sie wohnte.
 „Auf Wiedersehen!“

„Aber nur zu einem Spaziergang, Sie dum-
 mer Bub!“

Voll von Seligkeit und krausen Plänen
 zog ich durch die nächtlichen Straßen der
 Stadt. Jungenleichtsinn jubelte in mir.

Schon am frühen Morgen des nächsten
 Tages wußte ich den Namen der Frau. Sie
 galt als Witwe eines Großkaufmannes aus
 Segedin. Ihr Alter nannte man mir mit
 etwa siebenunddreißig Jahren. Siebenun-
 dreißig Jahre! Und ich kaum zwanzig!

Unter den vielen unbefohlenen Männern
 und Frauen dieser Gruppe hätten sich
 sicher auch einige für den Vorschlag geeig-
 net. Ich muß übrigens feststellen, daß
 der Vorwurf nur teilweise berechtigt ist.

Nach der schönen Beschreibung des Weis-
 heimischen Hauses am Brausauplatz ge-
 fällt mir dort immer weniger die Barr-
 schanne. Hat sie überhaupt in dieser Eigen-
 schaft noch eine Lebensberechtigung? Der
 Kirchenvorstand sollte sich doch einmal
 ernsthaft mit dem Problem ihres Umbaus
 in ein Wohnhaus befassen.

Unser Schloßberg hat durch die Entlar-
 zung zum Landschafts-Schutzgebiet sehr an
 Bedeutung gewonnen. Schön machen sich
 auch die aufgestellten Schilder, für deren
 Texte das Fortsatz Spangenberg zeichnet.
 Eindringlich weisen sie auf die Notwendig-
 keit des Natur- und Pflanzenschutzes hin
 und erinnern in ihrer launigen Form an
 die holzgeschnittenen Schilder und Hinweise,
 die man in der Rhön so häufig findet.

Nun bin ich noch gebeten worden, an
 die Post die Frage zu richten, wie sich die
 Nachmittagsbestellung bewährt und ob es
 nicht zweckmäßig sein würde, vielleicht an-
 stelle der Sonnabend- und Montag-Nach-
 mittagsbestellung eine Sonntagsbestellung
 durchzuführen. Ich gebe diesen Gedanken
 weiter und würde mich freuen, darauf eine
 Antwort zu bekommen.

Meine Ausführungen zum übermäßig
 schnellen Fahren in der unteren Neufahrt
 haben einer Leserin Veranlassung gegeben,
 sich zu meinen Beanstandungen zu äußern.
 Sie trifft mit ihrem Schreiben den Nagel
 auf den Kopf, sodaß ich sie hier zu Worte
 kommen lasse. Als Bewohner dieser Gegend
 habe ich Gelegenheit, täglich vom frühen
 Morgen bis zum späten Abend diese Miß-
 stände zu sehen und zu hören. Nicht nur
 die schweren Lastwagen, mitunter mit zwei
 Anhängern, sondern auch die Geschäfts-
 und Privatwagen können nicht schnell ge-
 nug dahinjagen. Dazu kommt noch der
 Lärm der Trecker, das Stampfen mit dem
 nicht abgedroschelten Motor.

All dieser Lärm ist eine Nervenläge
 und oft nicht auszuhalten. Der Ver-
 schönerungsverein gibt sich alle Mühe, für
 Spangenberg als Luftkurort und Erholungs-
 ort zu werben. Wie sieht aber diese Er-
 holung aus?

In der ganzen Stadt ist dieser Lärm
 und der aufgewirbelte Staub ist eine un-
 gesunde Zugabe!

In vielen Kurorten ist beim Befahren
 der Straßen ein gemäßigtes Tempo an-
 geordnet. Warum geht das nicht bei uns?
 In der heutigen gehetzten Zeit haben wohl
 auch die Einwohner Anspruch auf etwas
 Ruhe. Hier kann man nur sagen „Hilfe
 Herr Landrat!“

Ich überlasse es Ihnen als öffentlicher
 Sprecher hierzu Stellung zu nehmen!

Seine Stellung hat der Ullenturm-Beob-
 achter schon klar zum Ausdruck gebracht.
 Es liegt nun an den Amtsstellen, durch
 geeignete Mittel Abhilfe zu schaffen.

Auf Wiederhören!

Euer Ullenturm-Beobachter.

Täglich waren wir beisammen. Die reife
 Frau und der unfertige Jüngling. Immer
 flehender, dringender, stürmischer wurde
 mein Werben. Und sie? Sie war voll gleich-
 mäßiger Heiterkeit und Ruhe, voll Harm-
 losigkeit und doch von strahlend fraulicher
 Würde, so daß ich nicht einen Schritt näher
 an sie herankam, obwohl inzwischen schon

Monate heißen Werbens vorüber waren. Oft
 sprach sie mahnend: „Sie dummer, dummer
 Junge!“

Sechs Monate schon dauerte dieser Sturm-
 lauf. Alles schien vergebens zu bleiben. Bis
 eines Tages Frau Gabriele wie verwandelt
 war.

Ich holte sie, es geschah an einem früh-
 lingssonnigen Märzmittags, in ihrer
 Wohnung ab.

„Was sehen Sie mich so entgeistert an?“
 fragte sie, als ich sie verwundet anstaunte,
 da sie ein schalkhaftes Liedchen trällerte
 und mir dabei wie liebesdunst durch den
 Haarschopf strich.

„Frau Gabriele, Sie sind nicht wie sonst!“
 „Nein! Das brauchen Sie dummer Junge
 mir gar nicht zu sagen, das spüre ich selbst!
 Was mit mir ist? Gott, ich weiß nicht, ich
 fühle mich so jung! Ach, du —!“

Heiß spürte ich ihre Lippen auf meinen.
 Schnell und wild pochten unsere Herzen,
 aber doch war es ein Zusammenklingen.
 Mit leiser Gewalt wollte ich den letzten
 Schritt wagen. Da wehrte sie sich. „Nein,
 Bub, nein — sei geschick, nicht alles auf
 einmal!“

Ich gab nach.

„Komm, gehen wir an die frische Luft!“

Gehorsam und willenlos folgte ich. Wir
 schritten wie immer durch Straßen, durch
 Parks und über Plätze, sprachen Belang-
 loses, bemühten uns jedes nach Kräften, das
 Erlebnis mit keinem Wort zu streifen. Die
 Stunden vergingen. Längst schon waren die
 Lichter der wenigen Straßenlaternen ihren
 matten, unruhigen Schein durch die Häuser-

Fortsetzung siehe Beilage!

Der Ruf aus dem Jenseits

zeiten, als wir vor Gabriels Haus anlangten.

'Also servus, Bub, schlaf gut!' Sie reichte mir nachlässig die Hand.

'Gabriele!'

Da fuhr sie mir mit der Hand an den Mund, als wollte sie mich am Sprechen hindern. Ich nahm diese Hand jäh und heftig in meine und drückte sie schmerzhaft.

'Wildfang!' sagte sie vorwurfsvoll zärtlich. Noch einmal sah sie mich prüfend an. Dann zog sie mich in das Haus. Komm! Sie schloß hinter uns ab.

Ich machte beim Abschreiben eine Pause. Ich hatte ob dieser verwirrenden und unerhörten Dinge aus der Jugend unseres Abtes Demeters kaum bemerkt, wie mir die schreibende Hand schwer wurde. Und doch las und schrieb ich weiter:

'Es schien, als sollte diese glückliche Welt kein Ende nehmen. Wohlige, dämmerungsumhüllte Müdigkeit lag im Raum.

Fötzlich klang Gabriels Stimme wieder auf. Ich muß dir wohl sagen, warum ich verbin so sehr an dich. Ich will dich in mein Leben hineinsehen lassen!'

'Ja, Gabriele! Du hast mir noch nie von dir erzählt!'

Es war viel Bitteres um meine Jugend. Als ich nach Budapest kam, zählte ich knapp achtzehn Jahre. Das weißt du schon, daß ich hier als kleine Schauspielerin anfang und schließlich die Frau jenes gütigen Menschen wurde, der mich liebte und verwöhnte. Und doch war ich unglücklich!'

'Warum das, Gabriele?'

'Ach, du kennst das Leben wenig. Du hast noch nicht erfahren, daß man alles bezahlen muß, jede Schuld, jedes Unrecht. Ich hatte einen großen Fehler gemacht. Ich verschwie meinem Gatten, daß ich ein Kind hatte, und nach der Hochzeit getraute ich mich nicht, es zu sagen. So lebte ich wie ein Verbrecher, immer in Angst, immer in Zwiespalt, oft bereit zu bekennen und dann doch wieder zu feigen.'

Ich weiß nicht, wie es kam; ich sah urplötzlich in greller Deutlichkeit den Gutshof von Varga-udvar, sah ein junges Mädchen, das schluchzend ein kleines Kind vor sich auf den Weg legte und in das Maisfeld flüchtete.

'Du hättest ein Kind, Gabriele?' Gepreßt fragte ich das und ich rückte unwillkürlich ein wenig von ihr ab.

'Ja, einen lieben, blonden Buben. Mein Vater, ein überaus strenger Mann, war hoher Staatsbeamter in Wien und ich ein kaum siebzehnjähriges Mädl. Er hätte mich halbtot geschlagen, würde er erfahren haben, daß seine Tochter von einem durchwanderten Studenten, der nichts als eine schöne Stimme und ein sorgloses Herz besaß, ein Kind empfangen sollte. Den Vater fürchtete ich, und der Mutter wollte ich den Schmerz ersparen. Mein Freund war fort und ließ nichts mehr von sich hören. Als sich mein Zustand immer schwerer verbergen ließ, ging ich heimlich aus dem Elternhaus. Mit wenig Geld und viele Sorgen mietete ich mich in einem Dörfchen nahe der ungarischen Grenze ein. Dort kam das Kind zur Welt. Nach sechs Monaten war das Geld verbraucht, die Sorge ins Unendliche gestiegen. Nach Hause konnte ich nicht mehr, ich mußte verschollen bleiben.'

Von überströmendem Mitleid erfaßt, nahm ich Gabriels Hände und streichelte sie. Mein Gefühl für die Frau war ein kindliches. Ich sah nicht mehr das Weib, sondern eine Mutter in ihr.

Mit leisem Seufzen fuhr sie fort zu erzählen. Langsam rang sich jedes Wort von ihrem Munde, im Dunkel verzerrt.

Scheu tröstend strich meine Hand noch immer über ihre Hände, während ich bange und ergriffenen Herzens den halblauten Worten, dem Getändnis einer Frauenseele lauschte, bis ich selbst im Innersten erschauerte, zutiefst getroffen, aufgewühlt von einem plötzlichen hereinbrechenden Orkan, mit wildklopfendem Herzen, mit angststarrten, wirren Augen und mich sah und meine Umgebung nicht mehr erkannte.

Wie festgebannt lag ich.

So hörte ich ihre Stimme:

'... wanderte nach Budapest. Bettelte mich durch, schlief in Maisfeldern und Strohhütten, und die Hunde jagten mich. Mein Kind teilte alles Leid, es hungerte mit mir, es wimmerte nachts, klatschte der Regen gewittertoll in die Maisstauden, es lächelte sein erstes zartes Kindeslächeln, reichten ihm mitleidige Menschen irgendwo ein Fläschchen Milch — wie damals, an jenen Tagen, da ich sein Lächeln zum letztenmal sah. Irgendwo, ich gäbe mein Vermögen, wüßte ich den Ort, irgendwo in der Pußta — sonngütig war der Tag — stand massig und vornehm ein Gutshof. Ach, wie selig es lacht! Da packte mich wieder das Fieber, das schon lange in mir fraß. Müde, tolmüde war ich und so sterbenselend. Ich empfand nur noch die Furcht, das Kind einem ungewissen Schicksal entgegenzuraufen. Hier war ein stolzes, festes Haus, hier würde es ein fröhliches, lustige Leute, da legte ich meinen Kleinen in jähem Entschluß an den Weg. Nie wieder fand ich das Haus, nie die Gegend, so sehr ich nach Jahren auch suchte.'

Mir dröhnte Wort für Wort ins Gehirn. Feurige Blitze tanzten vor meinen schreckstarrten Augen. Schweres Keuchen rang sich aus mir.

'Bub, was hast du?'

'So sprich doch ein Wort, Bub, du machst mir Angst!'

Krampfhaft weiteten sich meine Augen, größlicher Schmerz stach mir durch den Kopf, meine Hände sprangen vor, griffen nach dem schlanken weißen Hals, krallten

nach dem Hals, umschloß ihn, unverrückbar, tiefer und tiefer — eisern —

Der Frauenkörper zuckte auf in wilder, lebensgünstiger Abwehr, bäumte sich sekundlang, Hände, Flüste schlugen im Todeskampf ziellos umher, immer schwächer wurde das Schlagen, schwächer das Zucken, dann sank die schwere Last des erschlafften Körpers auf mich.

O Gott, was ist geschehen? In mir hämmert und klopf, stürmt und tost es. Blutrotes Flimmern liegt vor meinen Augen. Ich kann nicht klar denken, ich kann nicht! Ich weiß nur eines, meine Sinne haben nur eines verzeichnet: Ich habe meine Mutter erwürgt!

Alles ringsum in der rosaroten Dämmerung, all die leblos gewesenen Dinge rufen es mir zu, dringen auf mich ein: 'Du hast deine Mutter erwürgt!'

Tausendfach wiederhallt es: 'Erwürgt! Erwürgt! Erwürgt!'

Mich packte kaltes Grauen. Ich springe in voller Angst auf. In den Kleidern ist die Waffe. Jetzt habe ich sie. Dort — dort — dort, von überall drängen Räder ein. Die Bilden, die leben, die Möbel, sie wandeln sich zu Häschern, die kleinen Säckelchen in der Runde, sie schicken sich an, mich zu fassen, sie alle greifen nach mir.

Bin ich wahnsinnig?

Ich schloß. Ich schloß in den Spiegel, in den Kasten, in — ach, was ist das? Der Leichnam bewegt sich — er faßt nach mir! Nein, nein! Laß mich! Du mußt tot sein! Tot! Die Schmach — ach, diese Schmach! Ein Schuß knallt durch den Raum, ich stürze...

Brüder, die ihr meine Beichte aufnehmet, wisset: alle Schrecknisse jener Nacht und jener Stunden habe ich jetzt wieder miterlebt, all das unheimliche Grauen war bei mir, hielt Rast und lachte verächtlich, als es sah, wie mich die Erinnerung niederwarf.

Brüder, ich habe getreulich bekannt. Tagelang rang ich mit dem Tode. Die Schußverletzung, die ich mir beigebracht hatte, war sehr schwer. Im Fieber liegend, mußte ich die wilde Jagd peinigender Phantasien über mich ergehen lassen. Dann, als ich Stunden klarer Besinnung hatte, als Einzelheit um Einzelheit sich in meinem Geiste zeichnete, riß ich in Entsetzen die Verbände von meinem Kopf und fluchte allen, die mich nicht sterben ließen.

Warum sollte ich noch atmen? Mein Leben war zerbrochen und mein Herz war ausgebrannt, samt dem darin aufgebauten Altar jahrelanger Sehnsucht. Meine Mutter, ach nein, ich konnte das Fürchterliche nicht zu Ende denken, ich wußte nicht und weiß es auch heute noch nicht, ob sie es wirklich war, an der ich zum Mörder wurde; ich hatte nur noch einen einzigen Wunsch: zu sterben!

Aber man bewachte mich streng. Gott und die Menschen forderten meine Buße; ich genas.

Einige Zeit später stand ich in einem großen Saal. Männer in schwarzen Talaren lasen aus Akten. Sie fragten mich dies und das. Ich schwieg.

In Rücken stockte einer vielhundertköpfigen, neugierigen Menge der Atem, so oft das Wort „Mord“ durch den Saal schwirrte. Ich fühlte, wie brennende Blicke auf mir lasteten.

Ich schwieg.

Drei Tage dauerte der Prozeß. Ich hatte nicht zehn Worte gesprochen. Alle Annahmen der Behörden waren falsch. Niemand ahnte den Zusammenhang.

Am Abend des dritten Tages trappelte auf ein Glockenzeichen alles hoch, stand mit vorgestrecktem Hals und angehaltenem Atem, lauschte lüsternd und gierig den Worten des Urteils: vier Jahre schwerer Kerker!

Ich schwieg.

Man führte mich ab.

Und dann kamen vier lange, schwere Jahre. Aber eines Tages war ich frei. Jedoch nicht frei von unermeßlicher Schuld.

Mein erster Weg führte mich zu einem Grabhügel. Dort brach ich nieder.

Als ich zu mir kam, sah ich ein schmales, blaßes Mönchsgesicht in brauner Kutte über mich gebeugt.

Laß mich zu euch! war mein Flehen.

Bald trug ich das braune Kleid und hieß Bruder Demeter. Seither sind an die fünfzig Jahre verlossen. Tag für Tag war der Sühne und büßender Selbstzuchtigung geweiht.

Als hier im Münster Abt Kornelius zu Gott berufen wurde, sandten mich meine Oberen hierher, mir die Führung dieser abverdrungenen Stätte anvertrauend.

Ich wehrte mich, denn ich wollte Diener sein und nicht Gebieter über andere. Da befohl man mir, ich mußte gehen und wurde Abt.

Als solcher bin ich ein achtsamer Hüter des Hauses und der mir anvertrauten Seelen. Viele werden sagen: ein strenger, ja, ein harter Hüter.

Meine Strenge aber ist keine Strenge. Sie ist ein Wall, hinter dem ich mich verberge, ein Damm, der mich und euch allem irdischen Empfinden herhalten, unsere Schüler und die gläubige Gemeinde aber aus ihrer diesseitigen Lebensgebundenheit zu einem besseren Jenseits hinweisen soll. Dies bleibt neben der Buße, die ich immer üben will, die mir von Gott gegebene Aufgabe meines Lebens.

Ich schloß mit dem Zeichen des Kreuzes: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Der Herr segne euch und führe euch in Wahrheit zum Guten. — Demeter.

gängen zu haben: es brachte mein Denken in seltsamen Aufbruch.

Drei Glockenschläge hallten durch das Fenster. Unwillkürlich sah ich nach der Uhr. Fast viereinhalb Stunden war ich hier gesessen. Jetzt spürte ich mit einem Male, wie mich die Glieder vom langen Sitzen schmerzten, mir die Augen vom Lesen und Schreiben brannten, sich die Muskeln in den Fingern der rechten Hand krampften. Mir war sterbenselend zumute.

Am ganzen Körper zitternd, saß ich in der Einsamkeit des Raumes und weinte. Ich weiß nicht, was mich mehr bedrückte, Abt Demeters schuldsvolles Bekenntnis, das in der Verneinung des Seins nach Erlösung suchte oder die Angst vor meinem eigenen Leben, das sich plötzlich mächtig in mir regte und fragend in die Zukunft vorstieß.

Würde ich den richtigen Weg finden? Wo war er? Gärende Unruhe erfüllte mich. Ich dachte nicht an das Heimgehen, nicht an die Gefahr des Entdecktwerdens, ich merkte nicht, daß die Sonne weit nach dem Westen abgewandert war und ihre Strahlen längst nicht mehr im Zimmer spielten, ich merkte nicht, daß der Raum bereits im Schatten des herbstlichen Nachmittags lag.

Mein Blick war in nie gekannte Fernen gerichtet. Ich schaute die ungarische Landschaft, die sonnglastige Unendlichkeit der Pußta tat sich vor mir auf. In ihrer Weite das Schloß Varga-udvar, rundum alte, kleine, geduckte Hütten, darüber die Ewigkeitsglocke des Himmels. So stellte ich mir die Heimat Abt Demeters vor. Und Budapest sah ich, die große, lebendurchpulste Donaustadt. Ach, ich hatte noch keine Stadt gesehen, nur die kleine Ortschaft kannte ich, die im Schatten des Klosters lag.

Unnenbares Gefühl erfaßte mich. Zu den erregend wirren Bildern trat das Denken an die wenigen Jahre, die mir noch gegeben waren.

Alles in mir wehrte sich mit einem Male heftig gegen Lebensabwendigkeit und Enttäusung, die ich all meine Tage üben sollte

Fortsetzung folgt.

Bekanntmachungen

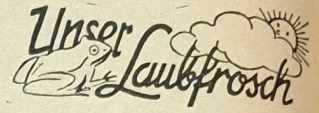
Infolge der geringen Ergiebigkeit des Glasebadquelle kann eine Wasserentnahme auf dem Friedhof nur noch abends von 19 bis 20 Uhr erfolgen. Eine Wasserentnahme an der Zapfstelle auf dem Friedhof zur Bewässerung der anliegenden Schrebergärten ist strengstens verboten und kann notfalls strafrechtlich verfolgt werden.

Spangenberg, den 4. August 1952
Der Bürgermeister

Die Auszahlung der Renten für den Monat September 1952 durch die Allgemeine Ortsrentenkasse in Welsungen findet am 19. August 1952 in der Zeit von 11.00 bis 13.00 statt.

Alle Empfänger der Renten sind verpflichtet, persönlich zu erscheinen. Sollten sie verhindert sein, muß eine vom Bürgermeisteramt beglaubigte Vollmacht dem Empfänger des Geldes ausgestellt werden. Das Geld ist aber unbedingt abzuholen.

Spangenberg, den 6. August 1952
Der Bürgermeister



Die weitere Zufuhr feuchter Meeresluft läßt die gewöhnliche Weiterlage anfallen. Stärkere Bewölkung, jedoch geringe Regenmenge.

Wir haben uns verlobt

HANNELORE SCHULZE
CHRISTEL KLUVER

Spangenberg August 1952 Bremen

Für die uns anlässlich unserer Silberhochzeit so überaus zahlreich erwiesenen Glückwünsche, Geschenke und Aufmerksamkeiten, danken wir auf diesem Wege allen Freunden, Bekannten und Verwandten recht herzlich.

Fritj Strube und Frau
Emilie, geb. Gräbe

Spangenberg, im August 1952.

GARAGE
zu vermieten
für 5-6 Fahrzeuge
Anmeldung bei Dr. Asmus
Lochmühle

Gesucht wird
für alleinlebende ältere Dame
Leerzimmer oder möbl. Zimmer
Zu erfragen bei Henschel
Neustadt 21

Achtung! Jedermann Achtung!
kann sich davon überzeugen, wie unsere Auslösung vor sich geht!
Sie findet am Mittwoch, dem 13. 8. 1952
20.30 Uhr im Saale des Schützenhauses statt!
Alle Einwohner von Spangenberg und Umgebung sind herzlich eingeladen!

Volksbank Spangenberg
Volksparverein Nordhessen E. V.

Es werden 354 Gewinne ausgelost, im Werte von DM 2425.-
Siehe lokaler Text dieser Zeitung.

• HAARAUSFALL •
Schuppen, Kopflücken u. sonst. Erkrankungen der Kopfhaut beseitigt:
PITRIX
das medizinische Haarwasser aus jahrzehntelanger Erfahrung der Hautpraxis. Ausgekämmte Haare einsenden!
Kostenlose Untersuchung!
PITRIX, Wiesbaden, Postfach 975/47

Kühlschränke
Propan-Gasherde
betriebsfertig

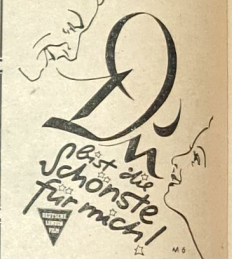
Nur Qualitätsfabrikate

P. KELLNER
(Radio Kellner)

Ruf 289

Spangenberg Lichtspiele

Sonnabend 20.30 Uhr
Sonntag 18.45 und 21.00 Uhr
Montag 20.30 Uhr



Hannerl Metz, Wolf Althardt, Hans Moser, Leopold Rudolf, Egon von Jordan, Susanne von Almassy

Mittwoch und Donnerstag jeweils 20.30 Uhr



David Niven, Margaret Leighton, Jack Hawkins, Cyril Cusack

STEMPEL
liefert
H. Munzer

Schlüsselbund
in der unteren
Neustadt verloren
Gegen Belohnung
abzugeben
bei Expedition der Zeitung

